



Pressezentrum

Sperrfrist:	25. Mai 2017 15.00 Uhr
Projekt:	Zentrum Gottesdienst
Veranstaltung:	Sehen und gesehen werden <i>Multireligiöse Schulfeiern</i>
Zeit, Ort:	Do. 15.00 – 18.00, Paul-Gerhardt-Kirche, Wisbyer Str. 7, Pankow (640 A8)
Referent/in:	Prof. Dr. Reinhold Bernhardt, Theologe, Basel/Schweiz

Wir werden im zweiten Teil dieser Veranstaltung eine Christlich-muslimische Andacht mit Schülerinnen und Schülern beider Religionen aus der Johannes-Kepler-Schule in Magstadt erleben. Ich konnte mir diese Andacht schon anschauen: Darin begegnen sich die beiden religiösen Traditionen, ohne vermischt zu werden. Die Unterschiede werden nicht eingeebnet, aber auch nicht gegeneinander ausgespielt. Es herrscht ein respektvolles Miteinander bei bleibender Verschiedenheit. Mit großer Sensibilität wird die Schülerinnen und Schülern ihre eigene religiöse Tradition in der Begegnung mit einer anderen Tradition vermittelt. Gerade dadurch kann der eigene Glaube Kontur und Profil gewinnen.

Ich will mich hier nicht auf die Diskussion einlassen, ob religiöse Identität erst durch die Einübung in die eigene Tradition gebildet werden muss, bevor sie sich anderen Traditionen aussetzen kann, oder ob sie sich gerade in der Begegnung mit dem anderen bildet. Ich halte das für eine falsche Alternative. Identität bildet sich immer im Wechselspiel zwischen dem, mit dem man sich identifiziert, und dem anderen, mit dem man sich auseinandersetzt und von dem man sich absetzt, also in der Polarität von Identität und Alterität.

Die Kinder, die an dieser Andacht mitgewirkt haben, haben das Gottesverständnis ihrer je eigenen Religion in Bezug auf das Gottesverständnis der anderen Religion kennengelernt und damit einen doppelten Lerngewinn erzielt. Mit „Lernen“ ist dabei nicht primär die Aneignung von Wissen gemeint, sondern ein Stück Persönlichkeitsbildung. Mehr noch: Sie haben gelernt, auf eine respektvolle und sich gegenseitig befruchtete Weise mit religiösen Verschiedenheiten umzugehen.

Es geht bei dieser Art der Religionsbegegnung nicht nur um das Erkunden der eigenen und der anderen Religion von innen heraus, sondern auch um die Einübung in eine dialogische Kultur der Religionsbegegnung. Über die Bedeutung dieser Einübung für die Schulgemeinschaft und danach für das Leben in der Gesellschaft braucht man nicht viele Worte zu verlieren. Sie liegt auf der Hand. Das ist eigentlich interreligiöser Dialog: Nicht der Austausch zwischen hochrangigen Vertretern der Religionsgemeinschaften über theologische Fragen im gediegenen Ambiente eines Tagungshauses, sondern der Dialog im Alltag der Lebenswelt.

Was also kann man einwenden gegen solche multireligiösen Andachten und Feiern in Schulen? Ich will zwei Einwände nennen und mich damit auseinandersetzen.

Der *erste* lautet: Bedarf es zur Einübung interreligiöser Verständigung einer multireligiösen *Feier* (bzw. *Andacht*) oder sollte sich das interreligiöse Lernen nicht eher auf den Unterricht – d.h. die Vermittlung von Wissen *über* die eigene und die andere Religion – beschränken. Problematisch fände ich es in der Tat, den man eine Andacht als Unterrichtsmethode einsetzt, um damit ein Lernziel zu erreichen. Das wäre eine Instrumentalisierung von Spiritualität. Multireligiöse gottesdienstliche Feiern brauchen einen Anlass, es sind Kasualien. Anlass kann der Schuljahresbeginn sein, das Ende des Schuljahres, ein gemeinsam Erlebtes freudiges Ereignis (vielleicht das bestandene Abitur) oder ein gemeinsam erlittener Schmerz, etwa der Tod eines Mitschülers. Was auf diese Weise gemeinsam erlebt wird, kann und darf auch gemeinsam vor Gott getragen werden.

Es gibt noch eine *zweite* Antwort auf diesen Einwand und damit einen zweiten Grund, der dafür spricht, multireligiöse Andachten in Schulen zu halten. Religion ist nun einmal mehr als ein System von Lehrinhalten und Traditionsbeständen. Es ist eine Lebensform. Und Lebensformen kann man nicht einfach kognitiv als Wissensinhalt erlernen. Man muss sich mit ihnen vertraut machen, was ja nicht heißt, dass man sie sich auch zu eigen machen muss. Im Musikunterricht wird man auch nicht nur über Musik in Kenntnis gesetzt. Man wird in sie eingeführt durch das Hören von Musikstücken und vielleicht sogar durch eigenes Musizieren. Religion hat nicht nur eine kognitive, sondern auch eine lebensorientierende, eine spirituelle und rituelle Seite.

Nun könnte man einwenden, dass ein solches Vertrautmachen mit religiösen Lebensformen nicht mehr Sache des schulischen Religionsunterrichts sei, sondern in die religiöse Unterweisung der Religionsgemeinschaften, also etwa in den kirchlichen Konfirmandenunterricht, gehöre. Aber solange Schülerinnen und Schülern die innere und äußere Freiheit gewährt wird, eine solche Andacht teilnehmend mitzuvollziehen oder sie mit innerer Distanz

gewissermaßen von außen zu betrachten oder sich von einem solchen Projekt ganz fernzuhalten, kann ich darin nicht die Spur einer Indoktrination oder Vereinnahmung sehen. Es liegt darin ja auch ein Impuls, die Kompetenz zur religiösen Selbstbestimmung auszubilden – durch Abgrenzung. Die Schülerinnen und Schüler können lernen, von ihrem Grundrecht auf negative Religionsfreiheit Gebrauch zu machen.

Der zweite Einwand kommt aus der entgegengesetzten Ecke: nicht von denen, die die Säkularität der Schule gewahrt wissen wollen, sondern von einigen Vertretern der Religionsgemeinschaften. Von dieser Seite wenden manche ein, dass bei einem solchen Nebeneinanderstellen der Religionen auf gleicher Ebene deren Wahrheitsanspruch relativiert wird. Geht nicht sowohl der christliche Glaube wie auch der Islam davon aus, die letztgültige Wahrheit über Gott und die Beziehung zu Gott offenbart bekommen zu haben. Geht nicht der christliche Glaube davon aus, dass in keinem anderen als in Christus das Heil ist und dass es keinen anderen Namen außer dem Namen Jesu Christi gibt, durch den wir gerettet werden sollen. So steht es in Apg 4,12. Und geht nicht der Islam davon aus, dass die authentische Gottesoffenbarung, die Jesus gebracht hat, schon im Neuen Testament verfälscht worden ist, und dass Mohammed das Siegel der Propheten sei. Kann man diese Wahrheitsansprüche einfach auf die Seite stellen, ohne damit den Glutkern der Religionen herauszuoperieren, sie also zu entkernen, sodass nur noch die Fassade stehen bleibt? Ist es dann noch authentischer Islam und authentischer christlicher Glaube? Oder ist es ein weichgespülter Allerwelts Glaube, auf den man sich leicht einigen kann, weil er nichts Anstößiges mehr enthält?

Das scheint mir in theologischer Hinsicht die eigentlich kritische Frage zu sein, der gegenüber die Fragen, ob Christen und Muslime den gleichen Gott anbeten und ob man überhaupt miteinander beten darf - sei es gemeinsam oder nebeneinander – zurücktritt. Ich komme auf diese Fragen noch zu sprechen. Sie sind wichtig. Aber zunächst will ich mich dieser in meinen Augen wichtigsten Frage zuwenden: Was kann man denjenigen entgegen, die darauf beharren, dass die Offenbarung, die ihre Religion zu Grunde liegt, eine letztgültige ist?

Man kann sie zumindest fragen, was denn der Inhalt dieser Offenbarung ist. Worum geht es in ihr? Für den christlichen Glauben würde ich diese Frage folgendermaßen beantworten: Der Offenbarungsinhalt – ich würde sogar sagen: der Christusinhalt – ist die gute Nachricht von der bedingungslosen und uneingeschränkten Zuwendung Gottes zu seiner Schöpfung, die Verheißung, dass uns nichts trennen kann von der Liebe Gottes auch der Tod nicht (Röm 8,38), die Proklamation, dass der belebende Geist Gottes über alles Fleisch ausgegossen ist. Diese Offenbarung ist in der Tat letztgültig. Aber ist sie deshalb unvereinbar mit der Offenbarung Gottes, wie sie aus dem Koran spricht? Sie ist sicher nicht einfach identisch mit ihr. Man kann aber auch nicht sagen, dass es sich um einen ausschließlichen Gegensatz handelt. Immerhin gilt nach Sure 6,12 die Barmherzigkeit Gottes als dessen zentrale Wesenseigenschaft, zu der Gott sich selbst verpflichtet hat. Wenn man also nicht die Quelle und das Medium der Offenbarung verabsolutiert, sondern auf den Inhalt der Offenbarung schaut, dann zeigen sich Resonanzen zwischen dem christlichen und dem islamischen Glaubensverständnis, ohne die Differenzen zu verwischen.

Damit ist auch eine Antwort auf die Frage angedeutet, ob Christen und Muslime den gleichen Gott anbeten. Ich war noch bis vor wenigen Wochen in der islamischen Welt. Niemand käme es dort in den Sinn, diese Selbigkeit Gottes zu bestreiten. Auch die römisch-katholische Kirche hat sich seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil explizit und klar dazu bekannt. Auch für Juden ist das in aller Regel kein Problem. Nur aus dem evangelischen Lager hört man immer wieder dieses Bedenken. Das Argument lautet: Gott hat sich nach christlichem Glauben in Jesus Christus identifiziert. Das Gottesverständnis des Koran ist aber ein anderes. Also kann es sich dabei nicht um den gleichen Gott handeln. Demgegenüber stelle ich drei Fragen:

1. Muss man nicht unterscheiden zwischen dem Gott, der in unzugänglichem Lichte wohnt, wie es in 1. Tim 6,16 heißt, und den Gottesverständnissen der Religionen? Anders an Gott zu glauben, heißt noch nicht, an einen anderen Gott zu glauben.
2. Wenn man bestreitet, dass Christen und Muslime an den gleichen Gott glauben, wer ist dann der Gott des Islam? Ist es ein anderer Gott neben dem einen Gott? Ist es ein Abgott, also ein Götze? Ist es eine menschliche Projektion? Keine kirchliche Stellungnahme, die an der Seligkeit Gottes im Christentum und im Islam Zweifel anmeldet, beantworte diese Frage. Judentum, Christentum und Islam gehen davon aus, dass es nur den einen Gott gibt. Wie verträgt sich diese Grundüberzeugung mit der Bestreitung der Selbigkeit Gottes im Christentum und im Islam?
3. Auch für das Judentum gilt, dass Gott sich nicht in Christus identifiziert hat. Doch kein ernst zu nehmender Theologe der Gegenwart käme auf den Gedanken, die Selbigkeit Gottes, wie er im Judentum verehrt wird, mit dem Gott, wie er im Christentum verehrt wird, zu bestreiten. Warum gilt das Argument, das gegen den Islam ins Feld geführt wird, hier plötzlich nicht?

Der Grundlagentext der EKD aus dem Jahr 2015 unter dem Titel „Christlicher Glaube und religiöse Vielfalt in evangelischer Perspektive“ stellt fest, „die Auffassung, Judentum, Islam und Christentum glaubten an denselben Gott, sei eine Abstraktion, die von allem absieht, worauf es in diese Religionen konkret ankommt. „Leere Abstraktionen helfen nicht weiter.“ (64f). Ich muss gestehen, dass ich die Logik in dieser Aussage

nicht verstehe. Ich verstehe nicht, warum es das Gottesverständnis entleeren soll, wenn man davon ausgeht, dass Juden, Christen und Muslime an den gleichen Gott glaubten. Dann wäre der Glaube der Katholiken, der Juden und der Muslime, die davon ausgehen, dass es der gleiche Gott ist, eine leere Abstraktion. Wird das Gottesverständnis nicht vielmehr *erweitert und vertieft*, wenn man es zu anderen Verständnissen in Beziehung setzt? Damit ist ja nicht einfach eine unkritische Addition aller möglichen Verständnisse gemeint, sondern eine kritische Integration anderer Sichtweisen in die eigene. Für Christen bleibt Christus das Kriterium des Gottesverständnisses, für die Muslime der Koran.

Nicht zuletzt gibt es ja auch innerchristlich höchst verschiedene Gottesverständnisse. Will die EKD auch hier sagen: Wenn wir daran festhalten, dass wir an den einen und gleichen Gott glauben, so ist das eine leere Abstraktion? Manches christliche Gottesverständnis ist mir ferner als das mancher Muslime, auch wenn die Christen, die es vertreten, den Namen Jesu Christi dabei unentwegt auf den Lippen führen. Hat nicht Jesus selbst gesagt: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen ‚Herr, Herr!‘ in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.“ (Mt. 7,21) Und ich kenne viele Muslime, die nach meinem Dafürhalten den Willen Gottes sehr hingebungsvoll tun.

Was bedeutet das nun für das gemeinsame Gebet, eine Andacht oder gottesdienstliche Feier zwischen Christen und Muslimen? Das rechte Gebet ist nicht von der Bedingung eines bestimmten Gebets- und Gottesverständnisses und schon gar nicht von der Bedingung eines bestimmten Religionsverständnisses abhängig. Für das gemeinsame Gebet kann es aus christlicher Sicht nicht entscheidend sein, ob die daran Beteiligten Christen sind, sondern ob das Gebet im Geist Gottes stattfindet: dem Geist der unbedingten Vergebungsbereitschaft und Annahme, wie er in Jesus Christus Gestalt angenommen und sich durch ihn offenbart hat. Wenn ein Gebet in *diesem* Geist vollzogen wird, richtet es sich an den Gott, von dem dieser Geist ausgeht. Wenn es dagegen im Geist der religiösen Selbstgerechtigkeit gesprochen wird, widerspricht es diesem Geist, auch wenn es noch so inbrünstig im Namen Jesu gebetet wird.

Wichtiger als die *Gestalt* ist der *Gehalt* des Gebets – und mit ihm verbunden die Haltung des Betenden. Diese Haltung wird in Psalm 145,18 benannt. Da heißt es: „Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen, allen, die ihn aufrichtig anrufen“. Die Aufrichtigkeit, in der gebetet wird, ist entscheidend. Aufrichtigkeit ist aber nicht an die Zugehörigkeit zu einer Religion gebunden. Schon von daher gibt es keinen Grund, nicht miteinander vor Gott zu treten und zu beten.

In dem heterogenen Grundlagentext der EKD, aus dem ich vorhin zitiert habe, findet sich eine Aussage, die ganz und gar den Geist evangelischer Freiheit atmet: „Ob in solchen Situationen Gemeinsamkeit und Authentizität dadurch zusammenfinden, dass man nebeneinander oder nacheinander betet, oder ob man auch Worte aus seiner eigenen Tradition heraus artikuliert, in denen sich Menschen unterschiedlicher Religionen gleichsam unterbringen und bergen können, ist eine Frage der Gestaltungskompetenz und der Weisheit derer, die in pastoralen Situationen Verantwortung tragen.“ (53) „Innerhalb der evangelischen Kirche gilt für jeden, dass er seinem eigenen Gewissen verantwortlich ist“ (ebd). Das klingt ganz anders als in der gesetzlichen und auf Abgrenzung bedachten EKD-Handreichung „Klarheit und gute Nachbarschaft“ aus dem Jahr 2006. Dort hatte es noch geheißen: „Das interreligiöse Beten kommt aus theologischen Gründen nicht in Betracht. Auch jegliches Missverständnis, es finde ein gemeinsames Gebet statt, ist zuverlässig zu vermeiden. Eine Situation, in der nebeneinander oder nacheinander gebetet wird, kann leicht als interreligiöses Beten wahrgenommen und gedeutet werden, bei dem die bestehenden grundlegenden Unterschiede nicht respektiert werden.“ (117).

Wir können es getrost Gott überlassen, wie er mit dem Gebet der Muslime und der Juden umgeht. Dass Christinnen und Christen im Namen Jesu Christi beten, muss nicht bedeuten, dass jedes Gebet, das nicht in diesem Namen gesprochen wird, Gott nicht erreicht. Die Unterstellung, dass Gott auch die Gebete der Juden und Muslime annimmt, nimmt den Glauben Jesu an die allumfassende Güte Gottes ernst und ist eine Konsequenz daraus. Theologisch gibt es gute Gründe, die gemeinsame Gebete möglich machen. Das sind Gründe, die sich nicht aus praktischen Erwägungen ergeben, auch nicht nur aus seelsorgerlichen, sondern aus einer Besinnung auf den Kern des christlichen Glaubens. Ängstliche Identitätssicherung ist das genaue Gegenteil von Glauben als Vertrauen auf die Tragkraft der Gottesbeziehung.

Es braucht viel Sensibilität bei der Vorbereitung und Durchführung multireligiöser Feiern. Aber solche Sensibilität ist nicht zu verwechseln mit skrupulöser Zurückhaltung. Die Freiheit des christlichen Glaubens öffnet Spielräume, die verantwortlich genutzt werden können. Es kann ein Ausdruck dieser Freiheit sein, den Gott, wie er sich in Christus offenbart hat, mit den Worten einer anderen Tradition zu loben. Entscheidend ist nicht, woher die Worte kommen, sondern was sie sagen. Und noch wichtiger ist es, in welchem Geist sie gesprochen sind. Und am allerwichtigsten ist der vertrauensvolle Respekt vor der Unverfügbarkeit Gottes, dem wir zutrauen dürfen, dass seine Gnade alle Ausgestaltungen der religiösen Traditionen letztlich übersteigt.

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz, <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>